

Über einen Nutzen ohne Namen und Nummern

Katzen sind schwer durchschaubar. Wir erleben sie als Anarchisten, lose mit dem Menschen verbunden, aber niemals seine Diener. Domestiziert, oft sogar von einem Haushalt abhängig, und doch nicht unterworfen. Schwer zu erziehen, ewig rebellische Jugendliche in der Trotzphase. Oder wie es im Essayfilm „A Grin Without A Cat“ heißt: „Eine Katze ist nie auf der Seite der Macht.“ Und damit auch nicht unbedingt auf der Seite der Kamera, die in einem Film fast zwangsläufig eine Art Machtzentrum darstellt. Man sieht das schon in der ersten Einstellung von Kazuhiro Sōdas Dokumentarfilm „Die Katzen vom Gokogu-Schrein“: Eines der Tiere zieht mit seinen Krallen das Mikrofon und die Kamera des Regisseurs heran, schleckt und kaut dann munter darauf herum. Sōda erhebt Einspruch aus dem Off, der auf Desinteresse trifft. Was schert die Katze der Mann hinter der Kamera?

Der japanische Regisseur hat einen eigenen Dekalog von Dokumentarfilm-Gesetzen: keine Recherche, keine Drehbücher, keine Musik, keine Voiceover, die Kamera selbst führen und mehr. Das Ergebnis sind so genannte „Beobachtende Filme“, von denen DIE KATZEN VOM GOKOGU-SCHREIN der zehnte ist. So trifft dann also ein Filmmacher mit klaren Regeln auf Tiere, die keine kennen. Das sechste seiner Gebote verlangt, sich intensiv mit einem kleinen Gebiet zu beschäftigen. Und tatsächlich wird vor allem die unmittelbare Umgebung des alten Shinto-Schreins Gokogu im ruhigen japanischen Ferienort Ushimado gezeigt. Bäume voller Kirschblüten, das glatte Meer, saftige Wiesen. Spielende Kinder, geschäftige Senioren. Dennoch weitet Sōda seinen Blick immer mehr: Die Katzen, die um den Schrein leben, interagieren mit Menschen, aber eben auch mit einer Gemeinde und einer Gesellschaft.

Wüsste man nicht, dass der Regisseur seit einigen Jahren selbst Bürger Ushimados ist, man würde ihn trotzdem bald als wichtigen Bestandteil des kleinen Orts begreifen. Seine Kamera und sein Mikrofon sind Einladungen zum Austausch und stiften Gemeinschaft. Sein „Beobachtendes Kino“ ist keines, das auf Distanz geht. Sein Blick fordert zum Zurücksehen auf und sein Mikrofon ist ein Gesprächsangebot. So wird er dann auch mehrfach befragt, was er denn eigentlich gerade filme oder ob er das beruflich mache. Der Film erhält eine selbstreflexive Ebene, immer wieder muss der Regisseur sein eigenes Projekt erklären. Im Umkehrschluss erzählen die Menschen von ihren Sorgen und Hoffnungen oder teilen Erinnerungen aus ihrer Kindheit. Die Rentner erzählen von der Kaiserzeit und dem Zweiten Weltkrieg, von alten Berufen und vergangenen Leben. Auch ein konzentrierter Blick kann die ganze Welt finden.

Für einige Jahre galten Aufnahmen von Katzen als Grundmodus des Internets. Wenn es gerade nichts Neues zu sehen gab, schaute man sich Videos von manischen Fellknäulen im Chaos-Modus an. Sōdas Aufnahmen sind anders – sie vermenschlichen nicht und finden die Eskapaden der Tiere auch nicht unbedingt brüllend komisch. Er ist nie auf der Suche nach Sinn oder Logik ihres Handelns. Bei seinen Dreharbeiten muss er die Katzen auch in Kämpfe verwickelt gesehen haben, bei Akten der Zerstörung oder wie sie fauchend davonschieben, aber im fertigen Film sind sie meist erstaunlich ruhig. Genügsam und desinteressiert, vor allem eine Präsenz und Teil der Kulisse. Wenn sie den Anglern auf ihrem Parkplatz hier und da einen Fisch stibitzen, nimmt man es ihnen nicht übel. Lediglich wenn sie für die Kastration eingefangen werden, toben sie zornig gegen ihre Gitterstäbe an. Auch Tiere können Widerstand leisten.

Sōdas Katzen ordnen nicht menschliche Biografien wie die in den Büchern von Doris Lessing oder William S. Burroughs, sie fügen sich nicht genügsam ins Bild ein wie bei David Hockney oder Henri Matisse. Sōdas Katzen sind nicht einmal Sōdas Katzen, sie gehören ihm nicht und er eignet sie sich mit seinem Kamerablick auch nicht an. Gerade ihre Unbeherrschbarkeit und Andersartigkeit macht sie gleichzeitig zum Problem und zur Quelle der Heilung.

Zum Problem werden sie, weil sich die Tiere schnell fortpflanzen und ihr Kot für die Anwohner zur Last wird. Im Film werden die Katzen immer wieder als Verwaltungsangelegenheit gezeigt: Man muss sie füttern, zum Tierarzt bringen und ihre Population eindämmen. Sie erzeugen Externalitätskosten, die irgendwann doch bei Ortsräten oder der lokalen Selbstverwaltung landen. Sie werden nicht von allen geliebt, aber vertreiben will sie auch niemand.

Ihr Nutzen ist schwerer in Zahlen zu bemessen. Eine Frau erklärt, die Katzen würden sie von dem Stress des Berufsalltags heilen. Ein kleines Mädchen bietet eine simple Formel an: „Je mehr Katzen, desto süßer.“ Damit spricht sie sich auch gegen den Versuch der Erwachsenen aus, die stetig wachsende Katzenfamilie einzuhegen. Die schiere Nähe zum Tempel verleiht ihnen eine spirituelle Dimension. Vielleicht sind sie für die Menschen gerade deshalb von Bedeutung, weil sie ihnen nie ganz gehören. Zumindest bei Göttern ist es so.

In einer Sitzung berät die Gemeinde, ob die Tiere nicht dazu dienen könnten, Touristen anzulocken. Auch ein einleuchtender Gedanke, wo Fotografierbarkeit in Zeiten von Instagram doch ein neues Kernkriterium für alles von Museen über Nahrungsmittel bis hin zu Urlaubsorten ist. Andererseits: Wer weiß, ob der hundertste Tourist noch dasselbe vorfinden würde wie der erste.

Gerade in seiner Genügsamkeit findet der Film zu seinem Gegenstand. Sōda wird durch seine Regeln von den Zwängen der konventionellen Reportage befreit und findet deshalb mit seiner Kamera nicht unbedingt Antworten oder Ideen, sondern immer so etwas wie ihre schwer greifbare Vorstufe. Stimmungen, dünne Fäden, die zwischen Menschen und Tieren gespannt werden.

Später im Film sucht ein Taifun den Küstenort heim. All die in der Luft liegenden Verbindungen und die aus ihnen geformte Gemeinschaft sind fragil. Natürlich auch schon vor dem Sturm. Aus jedem zweifelnden Blick eines Anwohners und jeder verunsicherten Katzenbewegung spricht das Risiko, das jedes schöne Equilibrium verloren gehen kann. In einer Welt, in der das Kino längst nicht mehr die schnellste Kunstform ist, bekommt es neue Aufgaben. Zum Beispiel die, uns von der zittrigen Unruhe des vermeintlich Meditativen zu erzählen

Lucas Barwenzik | kino-zeit.de